

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 36 (1949)
Heft: 13

Artikel: Der grosse Buntspecht
Autor: Jung, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531886>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Saline, die jährlich einmal — vor Beginn der *saunaison* — sorgfältig gereinigt wird, versieht den Dienst 20—30 Jahre; dann muß sie vollständig erneuert werden, die Dämme müssen neu errichtet, der Bo-

den frisch nivelliert werden usw. Es handelt sich um eine ausgesprochene Präzisionsarbeit, dürfen doch auf dem ganzen Areal einer Saline die Niveauunterschiede 2—5 cm kaum übersteigen!

DER GROSSE BUNTSPECHT

Von Friedrich Jung

Vorbemerkung.

Zur Veranschaulichung während der Unterredung dienten:

1. Ein ausgestopfter Specht in natürlicher Stellung an einem Baumast — ein Grünspecht —, und ferner der Balg eines Buntspechtes.

2. Ast- oder Stammteile mit Löchern, die von einem Spechte gehackt waren.

3. Stamm- oder Aststücke mit teilweise entfernter Rinde, an welchen die Fraßgänge von Larven zu erkennen waren.

4. Die Zunge eines Spechtes (Spirituspräparat).

Weshalb dieser Vogel Buntspecht genannt wird, ist leicht zu erraten. Wer den Stieglitz kennt, »den Gott im Spaß gemacht hat«, wird zugeben, daß diese beiden Vögel zu den buntesten unserer Heimat zählen. Sehen wir das Kleid des Buntspechtes nur genauer an! Schwarz, weiß, rot, grau, in verschiedenen Schattierungen, wechseln. Prächtiges Rot finden wir am Hinterkopf, Schwanz, auf dem Rücken und den Flügeln, unterbrochen durch zwei größere und viele kleine Flecken.

So wie nun das Federkleid für den oberflächlichen Beschauer durch seine Farben auffallend wirkt, so bietet die Lebensweise dem beobachtenden Naturfreunde viel Interessantes. Wer von euch hat ihn und sein Treiben beobachtet? Die meisten Menschen kennen ihn gar nicht. Das kommt daher, daß er sich vorwiegend im Walde aufhält, wo nur der aufmerksame Freund der Natur ihn gelegentlich belauschen darf,

wenn er sich auch zuzeiten in Gärten und selbst an Wegen (wo Bäume stehen) sehen läßt. Weshalb könnte er wohl dem Walde den Vorzug für seinen dauernden Aufenthalt geben? (Vergl. Ansiedelung oder Uebersiedelung der Menschen!) Nahrung, Schutz, Nestbau (Brutpflege) werden ihn veranlassen; denn Aufenthalt und Lebensweise hängen genau miteinander zusammen. Aber zu beiden muß auch die Einrichtung passen. Letztere können wir nun an unseren ausgestopften Exemplaren betrachten, und damit im Zusammenhange werden wir uns ein Bild seines Lebens im Walde entwerfen können, zumal, wenn wir, soweit uns möglich, seine fertiggestellten Arbeiten betrachten.

Zunächst wäre nun die Frage, ob an unserm Vogel Eigentümlichkeiten (die an andern Vögeln nicht vorkommen) zu entdecken sind. Hier sitzt er nicht auf einem waagrechten Ast oder Zweig, wie wir andere Vögel ruhen finden, sondern wir sehen ihn an einem senkrecht stehenden Baumstamm, den Kopf nach oben gerichtet, sich anklammern. So findet man ihn auch im Walde an Baumstämmen sitzend oder selbst hinauflaufend. Wie ist ihm das möglich? Offenbar benutzt er die Krallen seiner Füße (wie die Katze, das Eichhörnchen). Er hat vier Zehen, wenn man auf den ersten Blick auch glauben möchte, es wären deren nur drei an jedem Bein; aber neben der großen Hinterzehe sitzt nach innen noch eine kleinere, während zwei große Zehen nach vorne gerichtet

sind. In dieser Fußbildung weicht er von fast allen übrigen Vögeln ab; sie wird auch Eigentümlichkeiten seiner Lebensweise bedingen. Welch anderer Vogel kann sich gleich ihm an den Baumstamm anklammern?! — Betrachten wir die Krallen des Buntspechtes! Sie sind scharf und halbmondförmig gekrümmmt. Gesetzt (— Skizze an der Tafel —), er hätte nur die zwei vordern Zehen (oder auch deren drei) mit den scharfen Krallen, so würde er sich mit denselben wohl anhakeln können, aber rückwärts überfallen, also höchstens an dem Stämme hängen bleiben (wie etwa eine Fledermaus). Nun tritt aber die längere und kräftigere Hinterzehe als Stütze von unten her hinzu. — Sie dient indessen offenbar noch in anderer Weise. Der Vogel kommt angeflogen und will sich an einen Baum setzen; er würde, wenn alle Zehen nach vorne ständen, trotz deren Spitzen an einem nicht ganz rauhen Baum vielfach ausgleiten, würde die Rinde nur kratzen, nicht aber festhakeln können. Nun aber schlagen mit den Krallen der Vorderzehen zugleich die der Hinterzehen an — letztere werden zugleich angezogen und die Spitzen beider müssen von entgegengesetzten Richtungen in die Baumrinde eindringen und einen festen Anhaltspunkt für den Vogel schaffen. Die große Hinterzehe des Spechtes vertritt die Stelle unseres Daumens, ganz so wie bei unsern Singvögeln, wenn sie einen Zweig umklammert halten. (Warum können diese sich nicht an einem Aste angeklammert halten?) — Dieser Gestalt also kann der Specht sich fest genug anklammern, daß er nicht herunter gleitet; auch seitwärts kann der Fuß nicht weggleiten — dafür sorgt die kleine Zehe.

Am Stämme sitzend soll er auch schlafen. Das würde an sich nicht überraschen, da ja auch Sperlinge, Kanarienvögel u. a. auf Zweigen schlafen, ohne Gefahr des Herunterfallens. Durch welche innere Einrichtung der Kanarienvögel erklärt sich,

daß die Krallen auch im Schlaf den Zweig fest umklammert halten müssen? Eine ähnliche Einrichtung im Spechtkörper dürfen wir uns nur vorstellen, um zu begreifen, daß die Krallen auch während der Ruhe des Vogels ihren Stützpunkt nicht fahren lassen.

Aber ein anderer Uebelstand scheint unvermeidlich. Wird der Vogel nicht rückwärts hinüberfallen, da die Beine mit ihren Krallen ihn allein halten sollen? Allerdings scheint es so. Rechnen wir die Schwanzfedern mit (messen!), so bildet die Entfernung von letzteren bis zur Schnabelspitze das Ganze. Die Beine stehen also zwischen den bezeichneten Punkten in der Mitte. Sie bilden demnach für den ganzen Vogelkörper die Unterstützung, die Fersengelenke gewissermaßen den Unterstützungs punkt eines gleicharmigen Hebels, dessen oberes (Kopf-) Ende jedoch schwerer ist als das untere. (Woher?) Wie wird hier denn nun Gleichgewicht hergestellt? Unser ausgestopftes Exemplar an dem Baumast läßt es uns erkennen. Der Vogel drückt die Schwanzfedern gegen den Ast, wie es auch am lebenden zu beobachten ist. Der Schwanz liefert die Gegenkraft des Vorderkörpers: letzterer kann nicht zurückfallen. Welche Muskeln müssen darnach kräftig entwickelt sein? - Aber auch die Schwanzfedern sind zu einer solchen Dienstleistung ausgezeichnet geeignet. Das ergibt sich aus einem Vergleich einer Schwanz- mit einer Flügelfeder. Derselbe stellt klar:

1. Der Kiel ist sehr stark. Er ist ferner am Ende wie abgeschnitten — der letzte, sehr biegsame Teil der Flügelfeder fehlt ihm. Daher wird die Schwanzfeder in sich steifer, als letztere.
2. Die beiden Reihen Fasern der Fahne zu Seiten des Kiels sind gleich breit.
3. Auch diese Fasern sind steifer und dicker, als die der Flügelfedern.
4. Die Fasern der Fahne neigen sich beiderseits nach abwärts (hier gegen den

Baumast) dergestalt, daß der Kiel gleich dem First eines Daches hervorragt.

5. Alle Teile der Feder, Kiel sowohl wie Fahne, sind sehr elastisch. (Gezeigt auf Pappe!)

Das sind scheinbar zufällige kleine Besonderheiten der Schwanzfeder. Und doch haben sie ihre tiefgreifende Bedeutung für das Leben des Spechtes, wovon weiter unten des näheren die Rede sein wird. Wir können folgendes leicht erkennen: Klammt der Specht sich an einen Baum, so berühren zunächst die Enden der Schwanzfedern und deren Fasern den Baum, bei mehr Druck (infolge des Uebergewichtes im Vorderkörper) auch die übrigen Fasern zunächst mit den Spitzen und schließlich auch die Kiele, natürlich in den höhern (der Schwanzwurzel näher) gelegenen, dickeren Teilen zuletzt, bis das Gleichgewicht hergestellt ist — der Körper fällt nicht zurück. Der Specht aber sitzt natürlich nicht stets an derselben Stelle. Er bewegt sich auch senkrecht oder schräglehne nach oben. Warum kann er nicht nach unten laufen — nicht mit dem Kopfe nach abwärts gerichtet sitzen? Sein Bewegen ist übrigens nicht ein Laufen, sondern ein Hüpfen (gleich dem des Sperlings auf der Erde), das deutlich vernehmbares Geräusch verursacht — natürlich! (Vergl. Kanarienvogel am Boden des Vogelbauers!) Er springt mit beiden Füßen also zugleich, wobei er die Flügel vorwärts bewegt, gleichwie ihr die Arme, wenn ihr eine größere Fläche überhüpfen wollt. Indessen wird er solche Bewegungen schwerlich als Turnübung zu seinem Vergnügen vornehmen (sowenig wie die Schwalben ihr Fliegen, die Hühner ihr Scharren, die Sperlinge ihr Hüpfen usw.), sondern vielmehr, um sich Nahrung zu suchen.

Aber welche Nahrung?

Hier ist ein Baumast, an welchem stelenweise die Rinde fehlt. Dieselbe hat ein Specht entfernt — natürlich mit dem

Schnabel, indem er sie anhackte. Wer öfter Gehölze besucht, in welchen der Specht sich aufhält, wird auch sein Klopfen gehört haben. Daher wird er im Volksmunde auch wohl »Zimmerer« genannt. Wie das Werkzeug des Zimmermanns, so muß auch sein Schnabel für eine derartige Arbeit geeignet, muß anders beschaffen sein, als der anderer Vögel (etwa der Hühner usw.). Welcher Unterschied zeigt sich im Vergleich zu dem letzteren? Wir bemerken, der Schnabel ist lang und dick, also stark und erscheint noch verstärkt durch drei Längsriefen am Oberschnabel. Letzterer ragt an der Spitze ein paar Millimeter über den Unterkiefer (oder Unterschnabel) hervor. Das wäre nicht eben etwas Besonderes; auch der Oberkiefer des Huhns — des Maulwurfs und des Schweins sind über den Unterkiefer hinaus verlängert. Hat nun diese Einrichtung nichts für die Lebensweise dieser Tiere zu bedeuten? Aber noch eine auffallende Eigentümlichkeit zeigt der Oberschnabel bei genauerer Betrachtung. Er wird freilich nach dem Ende hin immer dünner und spitzer, jedoch endigt er nicht, wie der Hühnerschnabel in einer Spitz, pfriemen- oder nadelartig, sondern, weil er von vorne nach hinten (oben nach unten) mehr, als von den Seiten zugeschrägt ist, so endet er in einer Schneide von nicht ganz 1 mm Länge; er ist meißelförmig.

Mit dem sogestalteten Schnabel also hackt der Specht die Rinde der Bäume an, hackt er selbst Löcher in das Holz (Vorzeigung eines bearbeiteten Astes). Es ist klar, daß hierbei der Oberschnabel besonders in Betracht kommt (vergl. Schwein usw.). Jeder Schlag muß nicht etwa ein spitzes Loch, sondern einen Schnitt verursachen, die Arbeit geht schneller vorstehen. Welche Muskeln müssen bei solcher Arbeit kräftig entwickelt sein? Vergl. Maulwurf und Schwein. Indessen werden, wie bei diesen Tieren, nicht allein Hals, Kopf und Oberkiefer in Tätigkeit treten,

sondern es werden auch andere Organe in Anspruch genommen. (Womöglich den Vergleich fortsetzen! Bei dem einen Vorder-, bei den andern Hintergliedern.) Denken wir daran, daß wir in dem ganzen Körper des Spechtes einen gleicharmigen Hebel gefunden haben! Wo war noch der Unterstützungs punkt? — Wenn nun der Schnabel zu einem Schlage ausholen soll, so kann der Vogel zunächst den Kopf zurückbiegen, aber auch weiter den Rumpf: Die elastischen Schwanzfedern werden gegen den Baum gedrückt. Jetzt wirken die Elastizität der Federn, die Muskelkraft des Schwanzes, der Beine und des Nackens zusammen zu einem vielfach kräftigen Schlage des Schnabels gegen den Baum. Natürlich ist zu dieser Arbeit unerlässlich erforderlich, daß der Vogel selbst die Füße festgesetzt hat. Wodurch ist das noch ermöglicht? Der Specht also hackt Löcher in Rinde und Holz. Er ist in besonderer Weise zu dieser Tätigkeit befähigt. Sollte er jenes allein zum Vergnügen tun? Schwerlich, ebensowenig wie das Hinauf laufen am Baumstamm. Sollte diese letzterwähnte und betrachtete Einrichtung zufällig sein? Ebensowenig denkbar. Betrachten wir dieses teilweise von Rinde entblößte Aststück näher! Es zeigt zahlreiche Spuren von »Wurmfraß«, viele Gänge, die von Larven gefressen sind.

Diese Larven sucht der Specht sich zur Nahrung. Natürlich lebt er nicht allein von diesen Tieren, sondern von allerlei ähnlichen, von Käfern, Eiern und Puppen, wie er sie in oder unter der Rinde findet; auch Ameisen und deren »Eier« liebt er, doch auch Haselnußkerne und Kiefersamen verschmäht er nicht. — Mögen in manchen Waldungen die verderblichen Insekten auch häufig genug vorkommen, immerhin sind sie klein, und der Specht muß seinen Unterhalt sauer erarbeiten, wenn er so viele Stellen aufhacken muß. Da kommt ihm nun die besondere Einrichtung eines

anderen Organs zustatten, wodurch es ihm möglich wird, auch über die Grenzen seines Hackloches hinaus Beute zu machen. Dieses Organ habe ich hier. Es ist die Zunge. Sie ist lang, dünn, auch in frischem Zustand an der Spitze hart und hat an den Seiten kleine Borsten, die rückwärts geneigt stehen. Diese Zunge kann der Specht aus dem Schnabel herausstrecken. Welcher andere Vogel kann das auch? — Nun hat er diese Stelle angehackt. Er sieht die Wurmgänge ebensogut, wie wir — nein, wohl besser — warum? Er könnte weiter hauen, bis er die Larve finde. Aber er kann's bequemer haben. Wie? Er steckt die Zunge hinein, spießt die Insekten usw. mit der hornigen Zunge oder fegt sie mit den Widerhaken derselben heraus (vergl. Ameisenbär — »Schlappen der Katze« usw.).

Aber wie findet der Specht nun seine Nahrung? Dazu dienen natürlich die Sinne. Ameisen usw., die frei an der Luft sich befinden, kann er natürlich sehen, ebensogut, wie die Hühner ein Körnchen, die Schwäbchen ein Mückchen usw. mit den Augen wahrnehmen. Der Gesichtssinn ist bei den Vögeln im allgemeinen sehr ausgeprägt. Aber die Nahrungstiere unter der Rinde des Baumes kann der Specht doch nicht sehen! Wie erkennt er überhaupt einen Baum, der Fraß für ihn birgt, unter vielen andern heraus? Wir können nur vermuten. — Wie findet der Vogel eine passende Buschgabel für seinen Nestbau, überhaupt einen geeigneten Brutplatz? Das ausgeprägte Sehvermögen gestaltet sich im besondern als außerordentlich entwickelte Beobachtungsgabe. — Der Förster sieht, wenn er durch den Wald geht, einem Baume an, wenn er kränkelt, während ein anderer Mensch die Krankheit selbst dann schwer wahrnimmt, wenn er aufmerksam gemacht wird. Solche genaue Beobachtung gehört zur Erwerbung seines täglichen Brotes. (Landmann, Gärtner, ja Schuster und

Schneider liefern für ihren Beruf ähnliche Beispiele.) Aehnlich, aber noch in höherem Grade, ist Beobachtungsgabe, kränkelnde Bäume zu erkennen, für den Specht erforderlich; sein Leben hängt davon ab. »Aber der Forstmann lernt es.« Der Specht auch. Wir müssen also annehmen, daß der Specht kränkelnde Bäume von gesunden auch aus der Ferne unterscheiden kann. — Wenn er nun einen Baum gefunden hat, der Nahrungstiere birgt, wie findet er dann die richtige Stelle? Er sitzt, wie wir wissen, nicht stets an demselben Orte und hämmert — er hüpfst an dem Baum links und rechts empor. Wenn schon wir das dadurch verursachte Geräusch aus der Ferne vernehmen, hört er es natürlich deutlicher, hört auch an verschiedenen Stellen verschiedenen Klang (wie wenn unser Weg uns über eine Brücke führt); hier klingt es fest, dort hohl. Wo wird er seine Arbeit beginnen? Das Gehör zeigt ihm, an welcher Stelle eines kranken Baumes er Nahrung findet.

Wir haben nun ferner die Häuslichkeit des Spechtes zu betrachten. Es ist anzunehmen, daß er im Walde baut. Wohl im Gebüsch? auf den Baumästen? Das ließe sich hören. Seine besondere Einrichtung befähigt ihn indessen auch zur Herstellung einer besonderen Wohnung, wozu er, wie andere Vögel, seinen Schnabel benutzt. Findet er einen ihm geeignet erscheinenden, in nahrungsreichem Gebiet stehenden Baum, so meißelt er sich in demselben eine Höhle aus zur Anlage eines Nestes. Er ist ein Höhlenbrüter. Nicht selten verläßt er die Arbeit, bevor sie ganz vollendet ist, und beginnt an anderem Ort eine neue. Doch auch diese kann er unvollendet aufgeben, um den Bau einer dritten Höhle zu beginnen, oder — zur ersten zurückzukehren. Vielleicht mangelt es ihm an Ausdauer, vielleicht auch hat er sich in der Härte des Holzes getäuscht. — Das Eingangsloch braucht nicht weit zu sein — er ist ja ein

schlanker Vogel. Inwendig ist die Höhle weiter und gegen 25 cm tief. Sie wird mit den feinsten »Hau«-Spänen ausgepolstert zur Unterlage für die Eier und später die Jungen. Diese machen ihre ersten Turnübungen natürlich im Nest und beschauen schon in einem Alter von 2—3 Wochen von ihrer Haustür aus die Welt. Bald verlassen sie auch das Nest mit den Alten und lernen ihre nächste Heimat, d. h. ihren Baum kennen (vergl. Storch auf dem Hause!) und dann weiter die Umgebung in größeren Kreisen. Anfangs nimmt das Nest die Familie am Abend wieder auf; später übernachtet sie außerhalb. Auf ihren Streifzügen werden die Jungen von den Alten gefüttert. Aber die Jungen lernen mit ihrem Schnabel zu klopfen und hacken; sie lernen, mit ihrer Zunge die von den Alten bloßgelegte Nahrung aufzunehmen; sie lernen ferner, dieselbe selbst sich bloßlegen und endlich auch die Stellen und die Bäume kennen, die ihnen Nahrungstiere bieten. (Vergl. Kücklein, die unter Leitung der Mutter scharren lernen, auch bald ihren Futterplatz, ja den Gang der Person, die ihnen Futter bringt, das Knarren etwa der Küchentür und dgl. kennen lernen.) Sind die Jungen soweit gediehen, daß sie sich selbst Nahrung erarbeiten können, so werden sie von den Alten vertrieben — sie müssen in die Welt hinaus und sich ein Nahrungsgebiet suchen. Auch das ist erhaltungsgemäß, denn würden alle Spechte zusammenbleiben, so würden sie vielleicht alle Hunger leiden müssen. Ein Spechtpaar duldet überhaupt keinen andern Specht in seinem Gebiet; hört es ihn klopfen, so wird er aufgesucht, und es entsteht Kampf.

Wir haben endlich den Specht als Glied in der Gemeinschaft zu betrachten.

Da er seine Nahrung hauptsächlich in Bäumen findet, so ist ihm damit sein Aufenthalt in holzreichsten Gegenden angewiesen. Das heißt natürlich, er sucht sie auf. Hier aber leistet er auch seinen Dienst, zu-

Fortsetzung auf Seite 390

nächst dem Walde an sich. Die Borken- und Bastkäfer, welchen er nachstellt, sind freilich meistens sehr klein, 3—5 mm lang; aber wenn ihre Larven zu vielen Tausenden an dem Leben eines Baumes nagen, so muß er ihnen erliegen (wie der Mensch einer Unzahl von Trichinen). Da tritt nun der Specht in Tätigkeit, und wenn der einzelne befallene Baum auch nicht mehr gerettet werden kann, so werden doch viele andere durch Vertilgung der Brut dieser Verwüster vor tödlichen Angriffen bewahrt. Wie? Wer wäre sonst imstande, diesen ärgsten Feinden des Waldes (besonders des Nadelwaldes) beizukommen? Freilich, er hackt die Bäume an, aber doch überhaupt nur kranke, mit der einzigen Ausnahme, wenn er sich eine Wohnung bereiten will, auch wohl einen gesunden Baumstamm. Nun, sie ist ihm doch auch gerne zu gönnen, — von denen, die nun einmal überlegen, welche Masse von diesen kleinen Kerbtieren er zur Sättigung für sich und die Seinen bedarf. Und doch ist auch er (wie der Maulwurf!) verleumdet worden! Und wenn er denn auch 2—3 Bäume anhackt, um sich eine Höhle zu meißeln, so leistet er anderen Höhlenbrütern einen Dienst, indem er ihnen eine Wohnstätte herstellt. Und sie wiederum leisten dem Walde ihre Dienste, denn alle Höhlenbrüter sind Feinde der schädlichen Forstkerfe. — Daß er in der angegebenen Weise auch dem Menschen mittelbar außerordentliche Dienste leistet, liegt auf der Hand, denn der Mensch will eben aus dem Walde seinen Nutzen ziehen — deshalb pflanzt er ihn ja an und pflegt ihn. Und wer nun den Feinden des Waldes nachstellt, der muß von den Menschen als Freund angesehen und in jeglicher Weise geschützt werden. Dieser Schutz gebührt im höchsten Maße dem Buntspecht und seinen Verwandten. (Welchen?)

*

Von irgend einer Anschauung wird aus gegangen, und unter steter Beachtung des

Gesetzes der Erhaltungsmäßigkeit — wenn dasselbe auch gar nicht direkt erwähnt — werden Schlüsse über andere Verhältnisse (hier Lebensweise, Nutzen usw.) gezogen, die natürlich zu kontrollieren sind.

Wenn Anschauungsmaterial mangelt, muß man sich in seiner Unterredung naturgemäß einschränken. Ist aber gar nichts, nicht einmal eine gute Abbildung vorhanden, so wird auch überhaupt eine Behandlung des Spechtes nicht vonnöten, nicht einmal anzuraten sein. Denn bloße Mitteilungen von Darstellungen, wie sie in Büchern stehen, haben tatsächlich einen sehr zweifelhaften Wert! Man kommt dabei auch zu leicht in Gefahr, allerlei unverbürgte, oft unwahre »interessante« Geschichten aus dem Tierleben aufzutischen, die nur geeignet sind, das Verständnis der Natur zu verdunkeln. Man denke nur an die fast unzähligen Fuchsgeschichten! — Mit dem richtigen Verständnis der Natur kommt aber auch ein warmes Interesse für sie. Da bedarf es keiner Salbadereien. Wenn die Kinder verstehen, daß der Specht außerordentlich klar erkennen läßt, wie Einrichtung, Lebensweise, Aufenthalt einander entsprechen, so brauche ich nicht erst zu sagen: Er ist »zweckmäßig« eingerichtet; ebensowenig: Gott hat die Natur weise eingerichtet — im Religionsunterricht kann ich ihn als Beispiel anführen, während ich hier die Tatsache selbst packend wirken lasse. — Indessen darf man nicht die Meinung verfolgen, daß man aus dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit alles erklären müsse, ja auch nur erklären könne, beispielsweise die Färbung des Spechtes. Wer das will — und in neuester Zeit begegnet man einem solchen Streben mehrfach in naturwissenschaftlichen Büchern — der verfällt leicht einer unklaren mystischen Naturbetrachtung. Besonders aber der Lehrer ist einer solchen Gefahr ausgesetzt. Was erreicht er mit seinem Unterricht, wenn er eine ihm erklärbare Er-

scheinung als Wirkung einer »Lebenskraft« oder eines »Instinktes« hinstellt? Verfährt er nicht tatsächlich, wie Mephisto als Lehrer einem Schüler rät: »Haltet euch an Worte, dann geht ihr durch die sich're Pforte zum Tempel der Gewißheit ein!« Der Lehrer gibt seinen Schülern einen Stein statt Brot. Viel lieber kann er doch bekennen: die Sache kann ich nicht, kann man überhaupt (bis jetzt) noch nicht erklären. Wenn man dann die Tatsache im Religionsunterricht ausbeutet: »Das ist Gottes Finger«, so erreicht man für die Herzensbildung seiner Schüler sehr viel. Der Lehrer muß forschen und auch das Kind zum Forschen anhalten; dabei aber müssen die Grenzen der Erkenntnis klar erkannt werden, und wenn er statt des inhaltlosen Wortes »Lebenskraft« »Gotteskraft« setzt — bis die Erkenntnis weiter geschritten ist —, so rückt er der Wahrheit so nahe wie möglich und erzeugt in dem Kinde Vorstellungen, die es mit anderen in seinem Bewußtsein

vorhandenen vereinigen kann. Aehnliches erreicht man überhaupt, wenn man Naturbetrachtungen an Hand der Naturgesetze anstellt und wesentliche Aehnlichkeiten in einzelnen Organen (z. B. scharfe Krallen s. o.!) oder Lebensbestätigungen (Klettern) aufsuchen läßt. Analogien bringen das Gesetz nahe und sind geeignet, Licht in einzelne Vorgänge zu bringen. Daß der Specht die wurmkranken Bäume findet, erscheint zunächst rätselhaft; meine oben gegebene Erklärung bringt die Sache dem Verständnis nahe. Beweisen läßt sie sich natürlich nicht, weil man mit dem freilebenden Specht keine Versuche anstellen kann und Experimente mit einem gefangenen nichts entscheiden können. Man bleibt also auf Anstellung von Beobachtungen und Zusammenstellungen solcher, die von verschiedenen Lebewesen gewonnen sind, angewiesen. Dazu aber muß der Lehrer selbst arbeiten, forschen, denn nicht für jede Heimat paßt ein und dasselbe Beispiel.

LEHRERIN UND WEIBLICHE ERZIEHUNG

VEREIN KATHOLISCHER LEHRERINNEN DER SCHWEIZ SEKTIONSBERICHTE 1948/49

AARGAU. Präsidentin: Silvia Blumer.

Der große Ordensstifter des Abendlandes, der hl. Benedikt, muß bestimmt auch ein großer Erzieher gewesen sein. Wie hätte er sonst in seinen Klöstern so viele und große Heilige heranbilden, wie mit seinen Mönchen das Abendland so grundlegend beeinflussen können. Darum baten wir einen Benediktiner, H. H. Dr. Romuald Banz von Einsiedeln, er möge an der Novemberversammlung in Brugg über »den hl. Benedikt als Erzieher« sprechen. Er zeigte uns denn auch in seinem sehr praktisch gehaltenen Vortrag anhand der Regel manch weisen Erziehergrundsatz seines Ordensvaters.

Der Einkehrtag Ende Januar stand unter dem »Geheimnis von Lichtmeß«, dem Fest aller mütterlichen Menschen, denen Gott seine Kinder anvertraute. H. H. Dr. Alexander Willwoll, Schönbrunn, hielt uns im Marienheim in Baden sechs Vorträge,

aus denen etwa sechzig Lehrerinnen wertvolle Anregungen und viel Freude heimtrugen.

Im Mai zeigte uns H. H. Emanuel Hofer prachtvolle Lichtbilder von neuesten astronomischen Aufnahmen der Sonne und der Sternenwelt. So ließ er uns einen Blick tun in den »Weltendom« und klein und bescheiden werden vor dem Schöpfer dieser unvorstellbaren großen Welt.

BASEL. Präsidentin: Madeleine Rusterholz.

Im Gegensatz zum vergangenen Jahr war die diesjährige Vereinsarbeit eine stille, zurückgezogene. Wir versuchten, in den monatlichen Studienzirkeln Themen zu bearbeiten aus den verschiedenen Gebieten der Erziehung, der Lebenskunde und der modernen Philosophie.

Es sprachen über:

1. »Psychopathische Kinder« Frl. Dr. med. Cl. Loderer.